

öffnet, aus welchen sich Lavaströme in der Richtung auf den Raum zwischen Torre del Greco und Pompeji ergießen.

Sächsische Nachrichten.

— Dresden. Mit ziemlichem Befremden haben die hiesigen Katholiken vernommen, daß am vorigen Sonntag in der katholischen Hofkirche öffentlich verlobt wurde, es werde demnächst ein besonderer Gottesdienst mit czechischer Predigt eingerichtet werden. Man faßt dieses Vorhaben als eine zu weit gehende Rücksicht auf die Tschechen auf. Das Czechenhum begnügt sich bereits nicht mehr mit der Unterdrückung des deutschen Elements in Böhmen; es möchte auch die deutsche Grenze überfluthen.

— In Leipzig hatten sich am 1. ds. Mts. die Maurer und Zimmerer von Leipzig und Umgegend nach längerer Zeit wieder einmal versammelt, um den Bericht ihres Gesellenausschusses entgegenzunehmen, sowie über die Mittel und Wege zur Verbesserung der Lage der Bauhandwerker zu beraten. Aus dem Berichte des Gesellenausschusses erfuhr man, daß 80% der Maurer und Zimmerer jetzt die 10-stündige Arbeitszeit haben, während 20% noch 11 Stunden arbeiten. Es wurde beschlossen, auf die allgemeine Durchführung der alten Forderung: 10-stündige Arbeitszeit bei einem Minimallohn von 35 Pf. energisch zu dringen und zu diesem Behufe durch den Gesellenausschuß nochmals mit den Meistern zu verhandeln. Die Lage der Bauhandwerker ist dort z. B. auch eine günstige. Es ist eine große Bauthätigkeit entfalteter worden und dieselbe wird sich in den nächsten Wochen noch vermehren. Nach Arbeitskräften ist rege Nachfrage, insbesondere sind gute Maurer bereits sehr gesucht. Unter diesen Umständen werden die Arbeiter ihre Forderungen wohl glatt durchsetzen.

— Zwickau, 1. Mai. Der heutige Tag ist in der Geschichte unserer Stadt ein hochwichtiger. Am 1. Mai 1835 ward die Stadt Zwickau Sitz einer königlichen collegialen Regierungsbehörde, einer der neu errichteten 4 Kreisdirectionen und zwar derjenigen für den größten der damals neu gebildeten Regierungsbezirke des Landes. Die Stadt ward dadurch ein Mittelpunkt für einen großen Landestheil, ward die Hauptstadt des neuen Regierungsbezirks. Im Laufe der letzten 50 Jahre, im Jahre 1874, ist zwar der Name der königlichen Kreisdirection Zwickau verschwunden. Allein auf die damals an deren Stelle errichtete königliche Kreishauptmannschaft ist — nach der durch die damalige Gesetzgebung bedingten Abtrennung der Kirchen- und Schulsachen, — der sonstige Geschäftskreis der königlichen Kreisdirection übergegangen, ja es ist in Folge der allgemeinen Entwicklung und der neueren Gesetzgebung bei der königlichen Kreishauptmannschaft nicht nur eine wesentliche Vermehrung der übernommenen Geschäfte eingetreten, sondern auch eine ganze Reihe neuer Geschäftszweige hinzugekommen, und vor Allem ist die königliche Kreishauptmannschaft die collegiale Regierungs- und höhere Verwaltungsbehörde für den größten der 4 Regierungsbezirke des Landes geblieben. So schließt denn mit heute ein Zeitraum von 50 Jahren, während dessen die Stadt Zwickau der Sitz einer solchen hochbedeutenden Behörde gewesen.

— Zwickau. Die Tagesordnung zu der am 6. Mai d. J. stattfindenden öffentlichen Sitzung des Kreis-Ausschusses besagt Folgendes: 1) Recurs der Kaufleute Reuter & Illing in Lengsfeld gegen die Abschätzung zur städtischen Centralsteuer daselbst. 2) Recurs des Superintendenten Steinhäuser in Stollberg wegen Entrichtung der auf den Ertrag der Pfarlebensgrundstücke entfallenden Communalanlagen. 3) Ortsstatut für die Diensthofen-Kranken- und Begräbnisstätte in Limbach (wegen des § 11). 4) Statut für die städtische Diensthofen-Kranken- und Begräbnisstätte in Lichtenstein (wegen §§ 1 und 15). 5) Abänderung des § 8 Abs. 1 des Anlagen-Regulativs für Schwarzenberg durch einen 4. Nachtrag. 6) Heranziehung der Concursmasse der Englisch-Deutschen Textil-Industriegesellschaft zu Leitersbach zu den Communalanlagen daselbst. 7) Recurs des Schlossers D. Reinhardt gegen seine Heranziehung zu den kommunalen Anlagen in Lößnitz. 8) Recurs des Zuckerbäcker F. H. Wohlfahrt, und 9) Recurs des Webermeisters F. W. Morgner in Treuen gegen ihre Abschätzung zu den Communalanlagen daselbst. 10) Abänderung des Anlagenregulativs für Frankenberg. 11) Bedenken des Rathsvorstandes in Grimmitzschau wegen der Legalität eines die Depositalordnung betreffenden Beschlusses. 12) Differenz wegen Ertheilung von Schankconcessionen in Lengsfeld.

— Schneeberg. Der für unsere Stadt angestellte Trichinenbeschauer Mehlhorn fand am Mittwoch voriger Woche in einem von einem hiesigen Fleischer geschlachteten Schweine Trichinen auf. Das Fleisch ward sofort vernichtet. Hier sowie in den benachbarten Orten ist die obligatorische Trichinenschau zur Einführung gekommen. Wie notwendig dieselbe ist, hat der bezeichnete Fall gezeigt.

— Wildenfels. Das Schießen am Walpurgisabend, das bei uns trotz strengem polizeilichen Verbots noch immer vorkommt, hat hier infolge leichtsinnigen Gebahrens mit einer Schußwaffe einen be-

dauerlichen Unglücksfall herbeigeführt. Der Steinmetzgehülfe Hammer schoss den 15jährigen Sohn des Schuhmacher Singer eine Schrotladung in die rechte Schulter, infolge dessen derselbe schwer verwundet wurde. Eine empfindliche Strafe dürfte für den jungen Mann die Folge dieser leichtsinnigen Handlungsweise sein.

Ueber Wollregime und Nationaltracht

hielt Professor Jäger vor Kurzem in der Sing-Akademie in Berlin bei gutbesetztem Saale seinen angekündigten Vortrag. Redner begann mit einer längeren Auseinandersetzung über das Wesen der Krankheit, die keineswegs, wie Birchow meine, ein bloß dynamischer Vorgang, sondern durch einen bestimmten „massiven“ Krankheitsstoff bedingt sei. Sofern dieser Krankheitsstoff nicht aus einem (von außen zugeführten) „Fremdgifte“ bestehe, sei es ein „Selbstgift“, d. h. eine Ausscheidung von Ausscheidungstoffen, die je nachdem aus dem Darne, der Leber, den Nieren, dem Hirne u. stammen. Das Fieber sei lediglich als Symptom, bezw. Product des Freiwerdens dieser aufgespeicherten Selbstgifte aufzufassen. Die Wollkleidung bewirke eine geregelte Ausscheidung und verhindere somit die Ausscheidung der Selbstgifte; daher verlaufe bei den „Wollenen“ jegliche Krankheit ohne Fieber. Ein Universalmittel gegen Erkrankung überhaupt sei Wolle allerdings nicht; auch gegen die Selbstgifte verhalte sie sich verschieden. So sei sie höchst wirksam bei Magen- und Darmleiden, ebenso bei Muskelkrankungen (Rheumatismen), aber sehr wenig bei Leber-, Nieren- und Hirnleiden. Man finde, daß Wollunterkleider von Leberleidenden übel riechen. Darin liege die Erklärung; denn gerade das sei der Vorzug der Wolle, daß sie (im Allgemeinen) die üblen Dünfte nicht absorbire, wohl aber die Wohlgerüche. Letztere, soweit sie dem Körper entströmen, repräsentiren einen „Gesundheitsstoff“; daß es wirklich im Gegensatz zu den Krankheitsstoffen einen solchen gebe, beweiße der Glanz in Haar und Federn bei dem gesunden Menschen, bezw. dem gesunden Thiere. Jede Frau könne es ihrem Manne am Schnurrbart ansehen, ob er gesund sei. Jeder aber, der zum Wollregime übergehe, habe eine Art von Krise durchzumachen, welche darin bestehe, daß die Wolle eine „Auslösung“ der während der früheren fehlerhaften Periode der Bekleidung aufgespeicherten Selbstgifte bewirke. Meist verlaufe die Krise ungefährlich; schlimmstenfalls möge man nicht plötzlich zur normalen Kleidung übergehen, sondern allmählich, und zwar von oben nach unten. Aber man dürfe nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sonst komme man aus der Krisis nie heraus. Redner berichtete sodann über die Fortschritte des Wollregimes. Neujahr 1885 zählte Deutschland bereits etwa 50,000 „ganz Wollene“, aber über eine halbe Million solcher, die wenigstens wollene Unterkleider trugen; zwanzig Jägerianervereine waren für Verbreitung der Sache thätig; die betr. Industrie entwickelte sich zusehends und an sonstiger Anerkennung fehle es auch nicht, wie die goldene Medaille der vorjährigen Hygiene-Ausstellung in London beweiße. Nunmehr ging Redner zum zweiten, interessanten und sehr häufig mit lautem Beifall begleiteten Theil des Vortrages über. Nicht so sehr unsere Damenmode sei französisch, als vielmehr die Herrenmode, und namentlich die übliche Pose, der „Pantalon“, sei eine Einführung der französischen Revolution, die sie von dem Costüme der Narrenfigur des „Pantalone“ übernommen habe. Nun trage alle Welt die Narrenhose, das sei schon hygienisch tadelnswert; denn in dem Raume zwischen Bein und Hose entstehe in Folge der Körperwärme ein aufsteigender Luftstrom, verbunden mit dem Nachdringen kalter Luft von unten her, und es werde das Bein zu stark abgekühlt, der Unterleib zu sehr erwärmt — eine Quelle von Leiden hier wie dort. Aber andererseits verlege diese Tracht den Schönheitssinn. Unser Herrencostüm sei derart, daß der Minister vom Kellner sich nur durch das Fehlen der Serviette am Arme unterscheide. Die Damen hätten ein Recht, zu verlangen, daß die Männer auch ihnen in Bezug auf äußere Erscheinung gefallen. Einen Fortschritt in Bezug auf Bequemlichkeit und Gesundheit der Kleidung bilde das englische Sportcostüm; aber dies sei unschön; ein Ruderer in solchem Costüm sehe aus wie ein verlängerter Strumpf. Eine Tracht nun, die alle Anforderungen vereinige, sei unsere deutsche mittelalterliche Tracht. Redner verwies auf den eigenen Anzug, in dem aufträte — ein dunkelblaues Wamms mit seitlich geschlitzten Schößen, roth passpoilirt, mit rothem Gürtel, rothem goldfransenbesetzten Schleppe, weißen Tricots und weißen Bundschuhen. Er demonstirte sodann einen ponchoartigen Mantel oder Ueberwurf mit vielseitigster Verwendbarkeit im Sinne des Praktischen und Materischen. Die Einführung einer derartigen Nationaltracht würde unserer Industrie einen großartigen Export sichern; schon jetzt sei von den ca. 4 Mill. Mark, welche die Normalbekleidungsbranche im vorigen Jahre umgesetzt habe, mehr als die Hälfte auf den Export gekommen. Wie aber solche Reform durchzuführen sei? Nun, zunächst fange man beim Sport an, die Velocipedisten zeigen ja schon Anfänge zur

Reform; die Turner würden folgen. Dann solle der Tanzsaal an die Reihe kommen, weil man nur im Tricot ordentlich tanzen könne. Weiter würde auch die Armee bald den Nutzen des Tricots erkennen.

Der Schimmelreiter.

Erzählung aus dem niedersächsischen Dorfleben von Christoph Wiese.

(Fortsetzung.)

Obgleich die beiden Männer gestern in aller Freundschaft von einander geschieden waren, hatte doch der Oberbauer infolge jener Unterhaltung eine schlaflose Nacht gehabt. Der Pfarrer galt trotz ihrer verschiedenen Ansichten über den Großtücken für eine Autorität bei ihm. Wie kam er dazu, über Hans ein besseres Urtheil zu haben und zu glauben, daß er, der Oberbauer, dem Burschen seine Tochter geben würde, sobald dieser die Gewißheit hätte, der Erbe des zweitgrößten Hofes im Dorfe zu werden? Wenn der Pfarrer schon so urtheile, wie müßten dann erst die Bauern über diese Angelegenheit denken und sprechen! Es war kein Wunder, daß der Oberbauer schlecht geschlafen hatte und daß ihm nun auch sein Frühstück nicht munden wollte.

Gretchen, die ihm sonst nicht fehlen durfte, wenn er aß oder trank, ließ sich am Vormittag nicht sehen. Sie hatte fortwährend auf dem Fluß zu thun, wo arme Frauen und Kinder des Orts dem Fastnachtsbrauche gemäß mit kleinen grünen Tannenzweigen erschienen, um der Bäuerin damit die Hand zu reiben und eine Gabe dafür in Empfang zu nehmen. Obgleich der Oberbauer im Allgemeinen die Bettelei nicht liebte, so war er doch niemals ungehalten darüber, wenn sie in Form einer alten nationalen Sitte auftrat. Am Neujahr- und Fastnachtsstage durfte kein Armer von seiner Thür zurückgewiesen werden.

Wieder vom Tisch aufstehend und ans Fenster tretend, sah er, wie sich im äußersten Winkel des Hofes ein merkwürdiges Schauspiel entwickelte. Aus dem dort befindlichen Gange, welcher hinter die Stallungen führte, kam nämlich, zwischen seinen Krüden hängend und sich nur langsam fortbewegend der lahme Heinrich hervor. Er schleppte und zerrte an starker Kette ein Fangeisen hinter sich her, in welchem ein Marber saß und, sich windend und fauchend, loszukommen suchte. Aus allen Ställen liefen die Hirten und Knechte herbei, unter ihnen auch Peter, der, wie überall, so auch hier die Hauptrolle spielte oder doch zu spielen strebte. Er begte einen Hirtenhund auf das wüthend um sich beißende Thier und gerieth in ein förmliches Entzücken über den sich nun entwickelnden Kampf.

Als der Marber endlich erwürgt war, wollte Peter ihn aus dem Fangeisen losmachen, aber die noch neuen Federn erwiesen sich als zu stark, so daß er die Hilfe eines anderen Knechtes in Anspruch nehmen mußte. Dann nahm Peter das blutende Raubthier und begleitete den lahmen Heinrich, der es dem Oberbauer vorzeigen und eine von diesem dafür verprochene Prämie in Empfang nehmen wollte.

Als sie jedoch in die Nähe des Federviehes, das noch immer in dichtem Gewühl zusammengedrängt sich den Hafer streitig zu machen suchte, gekommen waren, bligte das Auge des häßlichen Knechtes plötzlich auf und, wie vom bösen Geist erfaßt, warf er den Marber mitten zwischen das Geflügel. Man kann sich kaum eine aufregendere Szene denken. Als ob der Blitz in das buntfarbig schillernde Gewühl geschlagen hätte, stoben die Thiere, jedes einen Schrei des Entsetzens ausstößend, nach allen Seiten hin auseinander, und nicht nur die Tauben, sondern auch Pfauen und Hühner schwangen sich auf die Dächer, während die schwerfälligeren Puten, Gänse und Enten in allen Winkeln und Ecken, unter Wagen und Pflügen Schutz suchten. Aber die Aufregung im Gehöft hatte noch nicht ihren höchsten Grad erreicht. Denn während Peter noch jubelte über die von ihm angerichtete Verwirrung, stürmte der Oberbauer, den Kantschu in der Rechten und von den bellenden Hund umgeben, aus dem Hause und, glühend vor Zorn, direkt auf den häßlichen Knecht los.

„Da hast Du den Lohn für Deinen Uebermuth!“ rief er, dem bestürzten Peter wiederholt mit dem Kantschu ins Gesicht schlagend. „Sofort verläßt Du mein Gehöft! Ich kann solches Gefindel nicht gebrauchen!“

Der Knecht faßte nach der Westentasche, wo er sein Klappmesser zu tragen pflegte. Aber der Bauer hatte sich schon abgewandt und lehrte rasch, wie er gekommen war, ins Haus zurück.

Mit grinsendem Antlitze, auf welchem sich eine ganze Hölle zu spiegeln schien, sah ihm der Knecht nach und verschwand dann, einen Fluch ausstößend, in einem der offenen Ställe.

Es dauerte lange, bis auf dem Oberhof wieder Alles in Ordnung war und sich im gewohnten Gleise bewegte. Die Pfauen, Hühner und Tauben saßen noch immer auf den Dächern, und das übrige Federvieh blickte scheu und schüchtern aus seinen entlegenen Nestern hervor.

Im vollen Anzug und ein Bündel unterm Arm erschien Peter nicht lange nach jener Szene auf dem Fluß des Wohnhauses. Gretchen erschraf, als sie ihn sah. Sein schon an sich so plumpes und widerliches Gesicht war geschwollen, und die bligenden Augen schienen noch kleiner, aber auch noch unheimlicher geworden zu sein.

„Ich möchte den Oberbauer sprechen!“ sagte der Knecht in reuigem Ton.

Summ
was
Dich
zu m
würde
weggeh
darau
eintrete
Frauer
gefunden
halten.
V
noch in
zu
wie zu
Ab
senfend
foeben
Dienst
„Du g
malträ
heutiger
kommt
einen d
lich wil
Natur
Darum
mehr se
bauer!
Curen
wie ich
theilung
Euch h
dazu!
Der
Auge
hast Du
D
R
mit ihm
nicht ha
meinem
näher a
dämpfer
vorsichti
Rise de
„Ra
Schulter
oder sch
„Ich
die gleic
„Nun m
zu leiste
hieltet.“
Der
sann un
„Du
Dich in
und heu
„Ich
heit geb
„Wi
reiten?“
„Ja,
Pa
in all
deuten
bekann
P
werden
rantie
Ea
in Flaf
empfiel